



missionsakademie
an der universität hamburg
academy of mission
at the university of hamburg

Kultursensible Seelsorge

Erfahrungen aus einem Pilotprojekt für
Pastoren und Gemeindeälteste in Gemeinden
afrikanischer Herkunft

THEOLOGISCHE IMPULSE DER MISSIONSAKADEMIE (TIMA)

Herausgeber:

Missionsakademie an der Universität Hamburg
Rupertistr. 67 | 22609 Hamburg | Tel. (040) 823 161-0
www.missionsakademie.de | info@missionsakademie.de

Layout:

EMW/Martin Keiper

Redaktion dieser Ausgabe:

Sabine Förster (verantwortlich)

Hamburg, Januar 2013

Die Texte der Reihe TIMA stehen auf der Website www.missionsakademie.de als PDF-Dateien zum Download bereit. Die Rechte an den Texten liegen bei den Autorinnen und Autoren.

Inhalt

- 3 Kultursensible Seelsorge – warum?**

- 5 Grundlegende Überlegungen zur Konzeption und erste Erfahrungen**
MARTINA SEVERIN-KAISER
ÖKUMENEBEAUFTRAGTE
DER EV.-LUTH. KIRCHE IN NORDDEUTSCHLAND

- 10 Das Modul:
Vom Umgang mit Krankheit und Tod**
SABINE FÖRSTER
STUDIENLEITERIN AN DER MISSIONSAKADEMIE HAMBURG

- 19 Ohne Bibel geht es nicht**
MARTINA SEVERIN-KAISER

- 22 Schlussbemerkung**

- 23 Beteiligte und Danksagung**

- 24 Literaturhinweise**

Kultursensible Seelsorge – warum?

Unsere intensiven Kontakte zu Pastoren, Pastorinnen und engagierten Personen aus den Gemeindeleitungen von Gemeinden aus dem afrikanischen Kontext führten immer wieder zu folgender Erfahrung: Wir hörten von dem enormen Druck, der auf den Leitungspersonlichkeiten lastet. Sie werden in Krisensituationen und bei Problemen angesprochen nicht nur von Menschen aus ihren Gemeinden. Sie werden um Unterstützung gebeten und tragen dabei schwer an der Erwartungshaltung, die auf ihnen lastet. In dieser Verantwortung fühlen sie sich in der Regel allein. Dazu haben die Verantwortlichen in diesen Gemeinden nicht immer den Überblick, wie z.B. im Fall von Krankheit und Tod das „System Deutschland“ funktioniert. Die Pastoren/Pastorinnen und Gemeindeleitungen versuchen Krisensituationen nach ihren vertrauten kulturellen Mustern durchzustehen. Das lässt sich im deutschen Umfeld oft nicht realisieren oder stößt auf Unverständnis. Außerdem fehlt meist die Möglichkeit, sich mit Kolleginnen und Kollegen in ähnlichen Situationen auszutauschen. So können sie nicht von den Erfahrungen anderer profitieren und erhalten keine fachliche Rückmeldungen auf ihre Arbeit. Sind obendrein der eigene Aufenthaltsstatus oder die finanzielle Situation von den Seesorgerinnen und Seelsorgern nicht wirklich stabil, ist die Ansammlung von Problemen kaum noch zu bewältigen.

Angesichts dieser Situation haben wir das Pilotprojekt „Kultursensible Seelsorge für Pastoren und Gemeindeälteste in Gemeinden afrikanischer Herkunft“ entwickelt. Dabei ging es darum an drei Wochenenden mit jeweils zwei Übernachtungen, den Raum zu bieten an exemplarischen Themen ein tieferes Verstehen der jeweiligen Situationen, der eigenen Reaktionsmuster und möglicher Handlungsstrategien zu entwickeln. Die Seminare fanden in der Missionsakademie Hamburg und im Missionsseminar in Hermannsburg statt. An dem Pilotprojekt nahmen Pastoren und Leitungspersonen aus verschiedenen westafrikanisch geprägten Gemeinden in Frankfurt, Hamburg und Hannover teil. Sie haben für ihre Teilnahme längere Reisen und die Abwesenheit am Sonntag aus den Gemeinden

in Kauf genommen. Aufgrund der realen Lebensumstände – wie z.B. der Erwerbstätigkeit neben der Gemeindearbeit – mussten einige den Freiraum für das Wochenende gegen etliche Widerstände durchsetzen.

Im Folgenden stellen wir zunächst die den Seminaren zugrunde liegenden konzeptionellen Überlegungen vor. An einem exemplarischen Thema schildern wir den Ablauf und die Durchführung eines Seminars. Dem schließt sich ein Extrakapitel über die Rolle der Bibelarbeit innerhalb des Pilotprojekts an. Nicht der Verlauf des Projekts sondern die wichtigsten Erfahrungen, die übertragbar sind, haben wir auf den folgenden Seiten zusammengestellt.

Jean-Félix Belinga-Belinga
Sabine Förster

Nina Dürr
Martina Severin-Kaiser

Grundlegende Überlegungen zur Konzeption und erste Erfahrungen

Die Themenwahl

Eine Seelsorgefortbildung kann nicht allein theoretisch erfolgen. Sie braucht die konkrete Situation, an der gearbeitet wird. In unseren Kontakten mit den Gemeindeleitungen und Pastorinnen und Pastoren ging es immer wieder um folgende Themen:

Identität zwischen den Kulturen

Umgang mit Krankheit und Tod und

Umgang mit Konflikten

Diese Themenhorizonte haben wir an den Wochenenden jeweils von Situationen her bearbeitet, die wir bei den Teilnehmenden in der Zeit zwischen den Seminaren als bedrängend wahrgenommen haben (s. 2. Einstieg, wo eine Reihe von Todesfällen in der westafrikanischen Community in Hamburg eine große Rolle spielte). Es wurde sofort deutlich: Um so nah an der Situation der Teilnehmenden arbeiten zu können, sind ausführliche Vorgespräche mit Teilnehmenden und die Kontaktpflege zwischen den Seminareinheiten wichtig. Daher haben wir nach dem zweiten Seminar allen den Besuch in ihren Gemeinden und ein Gespräch angeboten. Gut die Hälfte hat davon Gebrauch gemacht.

Weniger ist mehr

Trotz intensiver Kontakte haben wir an den Wochenenden immer wieder neu erlebt, welche Welten zwischen unserem einheimisch deutschen Lebenszusammenhang und dem der aus West- und Mittelfrika stammenden Seminarernehmerinnen und -teilnehmern lag. Wir erlebten, dass unsere Planungen nicht immer den Bedürfnissen sich einzubringen, ausreichend

Raum gaben oder mit Aktuellem kollidierten. Es tauchten dazu Fragen auf, die wir so gar nicht im Blick hatten. Auch wenn die Teilnehmenden betonten, wie wichtig „lecturing“ für sie ist, war doch deutlich, dass die Kunst darin bestand, dem Ungeahnten und für uns Unvorhersehbaren genügend Raum zu verschaffen. Meist ging es dabei um Aspekte, die von den Teilnehmenden in ihrem eigenen Lebensalltag als besonders belastend wahrgenommen wurden.

Zusammensetzung der Teilnehmenden

Die Teilnehmenden bekleiden in ihren Gemeinden unterschiedliche Ämter. An der Fortbildung nahmen Pastoren, Gemeindeleiter, Katechetinnen, Diakonie und Pastoren aus traditionellen Mainline-Churches (Presbyterianer und Römisch-Katholische Kirche) und charismatisch-pfingstlich geprägten Gemeinden teil. Zu Beginn haben wir verabredet, dass alle Verschwiegenheit über das in den Seminaren Gehörte wahren. In der Fortbildung haben die Teilnehmenden die Gruppe als wichtigen Resonanzraum für den Erfahrungsaustausch erlebt und zu schätzen gelernt. Diese positive Erfahrung legte den Grund für das Bedürfnis auch jenseits des Pilotprojekts Netzwerke zur Stärkung der eigenen Arbeit auch vor Ort einzurichten. Dafür zu sensibilisieren war unter anderem auch Ziel der Fortbildung.

Zwischen den Kulturen

Die Teilnehmenden an den Seminaren gehören zu einer „Zwischengeneration“. Sie alle wuchsen in ihren Herkunftsländern auf und kamen als junge Erwachsene nach Deutschland. Anders als in der Generation ihrer Kinder bilden bei ihnen besonders in existenziellen Krisensituationen die Muster der jeweiligen Herkunftskultur den Rahmen dafür, das Erlebte zu verarbeiten und Strategien im Umgang mit der Krise zu entwickeln. Andererseits kennen sie die Mentalitäten und Verhaltensweisen in Deutschland in ihrer so anderen Prägung recht gut. Nicht selten fühlen sie sich zwischen beiden Verstehenshorizonten hin- und hergerissen.

Vergleichbare Formen des Zwischen-den-Kulturen-Lebens treten auch in asiatisch oder lateinamerikanisch geprägten Gemeinden auf. Von daher wird es sicher auch möglich sein, Seelsorgeseminare mit Teilnehmenden aus unterschiedlichen Kontinenten durchzuführen. Allerdings bringt jede

kulturelle Prägung besondere Herausforderungen mit sich, auf die bei einer sehr gemischten Teilnehmerschaft eventuell nicht ausreichend eingegangen werden kann. Es muss darauf geachtet werden, dass Diversität nicht auf Kosten der Intensität geht. Wir haben uns entschieden, das Pilotprojekt vor allem mit aus Westafrika stammenden Pastoren, Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern durchzuführen. Dies hat sich bewährt, weil sich das Vertrauen zueinander in der Gruppe schnell aufbauen konnte. Der Druck sich selbst erst anderen erklären zu müssen, fiel weg. Gerade das sich `mühelese´ Verstehen, wurde als große Erleichterung angesichts des von Integrationsdruck bestimmten Alltags empfunden.

Das Leitungsteam

Mann - Frau - Einheimisch - Zugewandert: Wir haben das Leitungsteam bewusst mit Frauen und Männern mit und ohne Migrationshintergrund zusammengestellt. Alle verfügten über Erfahrung in interkultureller Arbeit und haben teilweise länger in Westafrika gelebt und gearbeitet. Dies halten wir für unabdingbar wichtig. Hinzugezogen haben wir auch einen Referenten westafrikanischer Herkunft.

Während der Seminare lernten wir einmal neu die Schattenseiten unseres bundesdeutschen Kontextes kennen. Es ist schwer das `deutsche System´ der Lebensorganisation zu verstehen und sich darin zu bewegen, wenn man in ihm nicht groß geworden ist. Außerdem macht es einen entscheidenden Unterschied aus, ob ich zur Mehrheits- oder Minderheitsgesellschaft gehöre und damit über mehr oder eben deutlich weniger Möglichkeiten der Lebensgestaltung verfüge.

Die Seminare haben auch uns im Leitungsteam verändert. Wir haben gelernt, uns darauf einzulassen, wenn die Teilnehmenden ein Thema in eine ganz andere Richtung vorantrieben, als wir es vorher vermutet hatten. Die Professionalität einer Leitung besteht bei einer solchen Fortbildung darin, relevante Themen wahrzunehmen und ihnen einen angemessenen Raum zu geben. Es geht eben nicht darum, das eigene kulturell geprägte Konzept durchzusetzen zu wollen, sondern offen und hellhörig zu werden für die Themen, die die Teilnehmenden mitbringen.

Das Setting

Die Seminare haben jeweils an Orten weitab von der alltäglichen Umgebung stattgefunden. Allein ein solcher Ort des Rückzugs stellt sicher, dass der Druck der Gemeinde und damit die Versuchung doch später an- oder früher abzureisen, sich nicht durchsetzt. Durch eine angenehme Arbeitsatmosphäre und eine gute Versorgung wird auch Wertschätzung der Arbeit der Teilnehmenden in ihren Gemeinden ausgedrückt. Das Leitungsteam steht in gewissem Sinne immer auch für die deutsche Mehrheitsgesellschaft und unsere Großkirchen. Das Team bringt durch gute Rahmenbedingungen auch die Anerkennung der Arbeit der Seelsorger und Seelsorgerinnen durch die Mehrheitsgesellschaft und ihre Kirchen zum Ausdruck.

Während der Seminare sind die informellen Gespräche zwischendurch enorm wichtig. Zwischen Tür und Angel finden oft die wichtigsten Gespräche statt. Manchmal trat im Verlauf einer Einheit bei Teilnehmenden eine besondere Fragestellung oder Problematik auf. Hier ist es sehr hilfreich schon zu Beginn die Möglichkeit für Einzelgespräche sehr deutlich anzubieten. Sehr Persönliche braucht das Einzel- und oft zunächst nicht das Gruppengespräch.

Der Spirituelle Rahmen

Ohne einen spirituellen Rahmen ist für Seelsorgerinnen und Seelsorger aus Westafrika ein Seminar nicht vorstellbar. Dabei haben sowohl Teilnehmende als auch Mitglieder des Leitungsteams Gebete und das gemeinsame Singen zu Beginn und am Ende der Einheiten gestaltet. Wichtig ist, dass hier auch die Vertreterinnen und Vertreter der Landeskirchen sich geistlich einbringen und dies nicht allein den Teilnehmenden überlassen. In der anstrengenden und fordernden Situation, in der sich fast alle Seelsorgerinnen und Seelsorger der Diaspora-Kirchen befinden, bieten diese geistlichen Elemente einen enormen Halt und festigen gleichzeitig die Gemeinschaft zwischen den Teilnehmenden und dem Leitungsteam.

Seelsorge ist mehr

In den Gemeinden, deren Mitglieder aus dem globalen Süden durch Migration nach Deutschland gekommen sind, treten in der Regel alle mit Flucht

und Einwanderung zusammenhängenden Probleme auf. Im Lebensalltag der Gemeindeglieder spielen die Sicherung des Aufenthaltsstatusses, Arbeits - und Wohnungssuche und die Erfahrung von alltäglichem Rassismus eine erhebliche Rolle. Daher haben wir aus der Klinischen Seelsorgeausbildung bekannten Seelsorgebegriff erweitert. In allem muss die soziale Basis der Teilnehmenden mit einbezogen werden, wie etwa in der systemischen Seelsorge.

Die Arbeitsformen

Natürlich kamen die Teilnehmenden mit der Bibel und einem Schreibblock unter dem Arm zu den Seminarwochenenden. Die Erwartung, dass es `lectures´ zu hören geben wird, stand so von Anfang an im Raum. Im Rückblick ist deutlich, dass die Teilnehmenden jene Einheiten am stärksten bewegten, in denen ihre Erfahrungen im Mittelpunkt standen. Die Gruppe hat sich nicht über Vorträge sondern am stärksten über die Arbeit an Fallbeispielen und am Bibeltext geöffnet (s. dazu 3. und 4.).

Zusammenfassung

Die Seminarwochenenden des Pilotprojekts boten den Teilnehmenden in einem geschützten Raum die Möglichkeit, die eigenen Verhaltensweisen und Reaktionen in bedrängenden Situationen kennenlernen, Vertrauen zu anderen Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern aufzubauen, aktives Zuhören und das Gelten-lassen von Erfahrungen anderer einzuüben. Dabei lernten sie verschiedene Übungen und Arbeitsmethoden kennen.

Das Modul: Vom Umgang mit Krankheit und Tod

Exemplarisch soll an dieser Stelle am Thema „Umgang mit Krankheit und Tod“, mit dem sich die Gruppe ein Wochenende lang beschäftigte, die spezielle Problematik, mit der die Teilnehmenden in ihren Diasporagemeinden konfrontiert werden, sowie die sich anhand des Themas entfaltende Dynamik innerhalb der Gruppe aufgezeigt werden.

Es ist, wie schon beschrieben, unabdingbar, einen kompetenten afrikanischen Referenten mit gleichem kulturellen Hintergrund wie die Teilnehmenden einzuladen, der aus seiner Innenperspektive heraus das Thema beleuchtet und aus interkultureller Erfahrung Impulse für einen seelsorgerlichen Umgang mit Krankheit und Tod in der Diaspora mitbringt. Dies erweist sich als besonders hilfreich dann, wenn es darum geht, den eigenen Schwächen und Überforderungen zu begegnen, sie zu benennen und einen Umgang mit ihnen zu finden, der auch im eigenen kulturellen Umfeld Akzeptanz findet. Der Themenkomplex „Umgang mit Schwachheit, Krankheit und Tod“ ist in dieser Hinsicht für afrikanische Pastoren ein besonders heikles Thema.

Das Wochenende hatte folgende Struktur:

- | | |
|--------------------|---|
| Freitagnachmittag: | Der Einstieg: Zusammentragen von Erfahrungen im Plenum |
| Freitagabend: | Weiterarbeit in Kleingruppen mit sich daraus ergebenden Themenfeldern |
| Samstagvormittag: | Vortrag und Diskussion zum Thema Umgang mit Krankheit, Schwachheit |
| Samstagnachmittag: | „Fallbesprechung“ einer Sterbebegleitung |
| Samstagabend: | gemeinsames Zusammensein |
| Sonntagvormittag: | Bible sharing |

Der Einstieg

Bereits in der Einstiegsrunde zum Thema Erfahrungen mit Krankheit und Tod in ihren jeweiligen Gemeinden wurde ersichtlich, welch enorm hohes Bedürfnis unter den Teilnehmenden nach einem Erfahrungsaustausch im geschützten Rahmen besteht, und unter welchem Druck insbesondere die Seelsorger und Seelsorgerinnen stehen, wenn es zu Sterbefällen in ihren Gemeinden kommt.

Folgende Aspekte wurden hierzu benannt:

Die Pastoren übernehmen meistens die Organisation der gesamten Trauerfeierlichkeiten bis hin zu den notwendigen Überführungen ins Heimatland. Dies stellt – im Falle von Häufungen von Todesfällen – eine völlige Überforderung für die Pastoren dar. „Wenn einer aus der Gemeinde stirbt, kommen alle zusammen, alle spenden Geld; aber auch alle erwarten, dass dann der Pastor alles regelt“, so hörten wir es von vielen.

Eine besondere Schwierigkeit stellt sich dann, wenn z.B. der/die Verstorbene keine Verbindungen mehr zum Heimatland und den Verwandten haben oder diese bewusst abgebrochen hatten. Umgekehrt können auch große Probleme entstehen, wenn die Verwandten im Herkunftsland, die verstorbene Person unbedingt bei sich im Heimatland beerdigen wollen. Das erfordert oft lange und schwierige Verhandlungen, insbesondere auch im Blick auf die Kosten. Andersherum kommt es auch vor, dass die Verwandten im Heimatland den Verstorbenen nicht „haben“ wollen und sagen: Ihr könnt ihn behalten. Dann müssen sämtliche Beerdigungskosten von der Gemeinde hier übernommen werden. Besonders schwierig ist die Situation, wenn Arbeitsstelle, Wohnort oder Bekannte eines Verstorbenen in der Gemeinde nicht bekannt sind, und eine mühsame Suche für die Pastoren beginnt. Denn immer wieder stellt sich heraus, dass der Name des Verstorbenen nicht mit den Angaben des Ausweises übereinstimmt. In Ghana beispielsweise ist es durchaus üblich, im Laufe des Lebens in Umbruchssituationen den Namen zu wechseln

Wenn sich Sterbefälle häufen, bekommen viele in der Gemeinde Angst, dass ihnen auch etwas zustößt und suchen Schutz vor bösen Geistern beim Pastor durch Gebete und Heilungsrituale. Dies zeigt, dass es in der Ausei-

nersetzung mit Sterben und Tod nicht allein um eine Sensibilisierung im seelsorgerlichen Umgang mit Krankheit und um Verständnis für die Ursachen von Krankheit und Tod geht. Vor allem ist eine interkulturelle Annäherung im Verstehen und in der Auseinandersetzung mit traditionellen spirituellen Wegen zum Schutz vor Unheil, Krankheit notwendig. In diesem Kontext müssen Wege der Heilung gesucht werden.

Die meisten Pastoren haben keine Kraft, diesen Erwartungen adäquat zu begegnen und Hinterbliebene so umfassend zu betreuen, wie sie es wünschen. Mit der Erfahrung der eigenen Ohnmacht, der finanziellen, zeitlichen und spirituellen Grenzen von Ressourcen bleiben die Seelsorgerinnen und Seelsorger meist allein. Es fehlen Orte und Wege der Entlastung.

Die Arbeitssituation von Migrantinnen und Migranten ist häufig extrem belastend. Die Teilnehmenden berichten, dass viele Gemeindemitglieder bei andauernden Kopfschmerzen permanent Paracetamol einnehmen statt zum Arzt zu gehen, um Tabletten gegen Bluthochdruck verschrieben zu bekommen. Sie befürchten, dass diese impotent machen!

So haben Menschen, die in den 60/70er Jahren nach Deutschland kamen, sehr viel Stress auf sich genommen, um im Herkunftsland durch den Bau eines Hauses für sich etwas aufzubauen. Sie haben die daraus entstandene finanzielle Belastung immer weiter durchgehalten, später auch wegen der Kinder, die dann aber nicht zurückgehen wollen oder können. „Es ist eine große Last, so schwer zu arbeiten, um etwas aufzubauen, was man hier nicht sieht und dort nicht genießen kann“, äußerte ein Teilnehmer. Die Spannung zwischen dem Traum zurück zu gehen und der gleichzeitigen Erfahrung, dies nicht mehr umsetzen zu können, ist einer der Ursachen von Stress, Bluthochdruck und schweren Herzerkrankungen. Dies kann auch zu verfrühtem Sterben führen. In Hamburg war es kurz vor Beginn des Pilotprojekts zu einer Reihe von Todesfällen gekommen, was die Teilnehmenden schwer beunruhigt hatte.

Eine ganz andere Problematik tritt ein, wenn die Elterngeneration im Herkunftsland stirbt. „Dann sind wir plötzlich selbst das Familienoberhaupt. Wir werden unvorbereitet damit konfrontiert; es bringt eine hohe finanzielle Belastung mit sich, und verschärft die Frage, ob wir wieder zurück in

unser Herkunftsland müssen, um die Familien zu versorgen.“ Sich dieser Frage zu stellen, schieben die meisten sehr weit weg.

Die Fallbesprechung: „Ich habe noch nie in meinem Leben so eine Todesnähe erlebt“

Zwei Teilnehmer aus der gleichen Gemeinde berichten von einem Gemeindegältesten, der im Sterben lag, und zu dem sie nachts ins Krankenhaus gerufen wurden. Beide waren vollkommen überrascht, weil er vorher nie über seinen Zustand gesprochen und bis zuletzt aktiv am Gemeindeleben teilgenommen hatte. Zusätzlich zu diesem Schock war es für die beiden äußerst schwierig, in der Nacht ein Taxi zu finden, um ins Krankenhaus zu gelangen. Beide fühlten sich aufgrund dieser Situation und durch die Begegnung mit dem Sterbenden im Krankenhaus extrem belastet. Beide wären am liebsten zuhause geblieben, als sie am darauffolgenden Tag erneut ins Krankenhaus gerufen wurden, weil der Gemeindegälteste nun gestorben war.

Folgende Kernsätze beschreiben die Bedrängnis:

„Seine Frau hat geschrien und war nicht zu bändigen. Wir sind beide dageblieben, um uns um die Familie zu kümmern. Alleine hätten wir die Frau nicht in den Griff gekriegt

„Ich habe noch nie in meinem Leben so eine Todesnähe erlebt. Ich werde das nie vergessen. Danach dachte ich, dass das Leben keinen Sinn hat. Alles erschien mir so sinnlos.“

Im anschließenden Gespräch in der Gruppe war eine große Betroffenheit zu spüren. Viele Fragen und eigene Eindrücke kamen zur Sprache. Eine wichtige Herausforderung für die Gesprächsleitung als auch für die Teilnehmenden war, die Diskussion so zu strukturieren, dass schnell zur Hand liegende Interpretationen und Vermutungen außen vor blieben. Eindrücke und Spekulationen über die beteiligten Pastoren („Er war müde?“), über den Sterbenden („Warum hat er wohl niemandem etwas gesagt über seinen Zustand?“) sowie die eigene Betroffenheit („So etwas habe ich auch

schon erlebt...“) mussten voneinander getrennt werden. Hierin bestand einer der wichtigsten Lernprozesse für die Teilnehmenden, sich weder von Wertungen, Beurteilungen und von eigenen Interpretationen leiten zu lassen, um auf diese Weise der eigenen Ohnmacht und Betroffenheit etwas entgegenzuhalten.

Dabei kristallisierten sich folgende Gesprächsstränge als wichtig heraus:

Es geht vor allem um den Umgang mit der emotionalen Betroffenheit von Pastoren und Gemeindeleitern, des Schocks und der Krise, die das Sterben und der Tod des Gemeindemitglieds bei ihnen ausgelöst haben. Dies wurde zum eigentlichen Hauptthema! Es ist der Offenheit der beiden Pastoren gegenüber den anderen Teilnehmenden, als auch dem untereinander gewachsenen Vertrauen zu verdanken, dass es möglich wurde, die Gruppe selbst als entlastenden und verständnisvollen Ort wahrzunehmen, wo auch die eigene Sinnfrage ihren Platz einnehmen konnte.

Für Angehörige und PastorInnen generell - auch für einheimisch deutsche - ist es eine große Belastung, plötzlich ans Bett eines Sterbenden gerufen zu werden. Für Pastoren und SeelsorgerInnen aus dem westafrikanischen Kontext ist es jedoch besonders schwer, da aufgrund der hohen Erwartungen an ihn/sie und der „omnipotenten“ Rolle, die ihm/ihnen zugeschrieben wird, Gefühle von Ohnmacht und Hilflosigkeit, die sie dabei erleben, nicht zugelassen werden dürfen. Insbesondere die Heilungskräfte, die ihren Gebeten zugeschrieben werden, orientiert die Sterbebegleitung auf Gesundwerden und Heilung. Welche Wege gibt es, mit der eigenen Ohnmacht umzugehen? Welche Orte und Möglichkeiten gibt es, wo Seelsorger und Seelsorgerinnen ihre Belastungen abwerfen können? Die Fortbildung hat für die Beteiligten eine wichtige Schneise im Umgang mit ihren eigenen Erwartungen an sich selbst und jenen, die von außen an sie herangetragen werden, geschlagen. Vorsichtig wurde aufgrund des Zulassens der eigenen Gefühle von Betroffenheit und Ohnmacht, die mit der Rolle in der Gemeinde verbundene Erwartungshaltung in Frage gestellt. Dies wurde zum Thema beim abschließenden Bibel-sharing.

„Es fällt schwer, Schwachheit zu zeigen und miteinander zu teilen; dies ist ein generelles Problem.“

Wie ist die Beziehung zwischen dem Erleben von Schwäche und Glaubensstärke zu verstehen? Ist Krankheit ein Ausdruck von Glaubensschwäche oder von bösen Geistern?

„Auch als Pastoren werden wir nie fühlen, wie es Sterbenden geht.“

Es beschäftigte die ganze Gruppe sehr, warum der Mann vorher nicht über seinen Zustand geredet hat. Warum hat er sich niemandem anvertraut? Selbst nicht den Leitern der Gemeinde? War es sein Weg, seine Krankheit und sein Sterben mit sich alleine abzumachen? Ist es so schwer, dies zu akzeptieren, weil es noch stärker die eigene Ohnmacht spüren lässt? Kann es sein, dass der Todkranke bis zuletzt seine Rolle und seine Aufgaben in der Gemeinde aufrechterhalten wollte, um weiterhin das Gefühl zu haben, gebraucht zu werden und wichtig zu sein? Kann dies auch ein Weg sein?

Bible-Sharing: Mit wem teilen wir unser Leiden, unsere Zweifel und Sinnfragen?

Wegweiser für schwierige Situationen, von denen in dem Fallbeispiel der Rede waren, konnten unter Zuhilfenahme der Bibel in einem Bible-sharing erarbeitet werden.

Dazu wurde das Bekenntnis des Petrus, Lk 9,18-36 und die erste Ankündigung von Jesu Leiden und Auferstehung (Mt 16,21-23) zugrunde gelegt.

Auch Jesus befindet sich in einem inneren Konflikt. Er will nicht, dass über sein bevorstehendes Sterben geredet wird. Auf der anderen Seite erwartet er Verständnis von den Jüngern. Die Ambivalenz bei Jesus spiegelt den schmerzhaften inneren Prozess wieder, der ihm abverlangt wurde, um den eigenen Leidensweg zu akzeptieren. Es gehört Stärke dazu, auch Schwäche zu zeigen. Es gibt Situationen, wo auch Menschen nicht mehr helfen können („Die Jünger brauchten Schlaf“), zumal es für sie ebenso keine leichte Aufgabe gewesen ist, alles zu verstehen. („Es bleibt unvorstellbar für die Jünger, dass Jesus, der so viele geheilt hat, sterben soll“). Das Unverständnis von Jesu Umgebung gegenüber seiner Befindlichkeit („Dir kann so etwas doch nicht passieren“) ist bezeichnend, wie sehr die hohen Erwartungen an ihn einer hilfreichen Begleitung hinderlich sind. Wie wichtig ist es darum für Seelsorger und Seelsorgerinnen, die Sorgen

und Ängste Sterbender ernst zu nehmen. Erst nach einem schmerzhaften Weg durch dieses Tal konnte Jesus am Kreuz sagen: Es ist vollbracht.

Vielleicht sind es in derartigen Situationen nicht die Menschen, die in engster Beziehung zu dem Sterbenden stehen, sondern ganz andere Leute als erwartet im Falle unseres Bibeltextes Moses und Elia. Beide haben Erfahrungen mit dem Leiden und sind in diesem Abschnitt nicht direkt Betroffene. Ebenso können Seelsorger und Seelsorgerinnen die Funktion der Begleitung übernehmen. Dabei müssen sie auch für sich selbst in den Blick nehmen: Mit wem teilen wir eigentlich unser Leiden? Wem können wir uns anvertrauen? Auch Pastoren, Pastorinnen, Seelsorgerinnen und Seelsorger brauchen Seelsorge. Nur so lässt sich vermeiden, dass ihre Rolle in der Gemeinde unangemessen überhöht wird und Erwartungen an sie gerichtet werden, die nicht leistbar sind und an denen sie zu zerbrechen drohen.

Das Thema Tod ist ein großes Tabu

Das Thema Tod ist sowohl für die Gemeindeglieder als auch für die Seelsorger und Seelsorgerinnen ein großes Tabu. Das kommt in den folgenden Äußerungen zum Ausdruck:

„Dem Tod gegenüber zu stehen, ist erschreckend und wir sind nicht darauf vorbereitet“.

„Wir schieben es weg, weil wir hier in Deutschland mit dem Lebenskampf beschäftigt sind.“ Übereinstimmung besteht darin, dass man gegen den Tod bis zuletzt kämpft, weil in den Diasporagemeinden vorrangig der Aufbau eines neuen Lebens in Deutschland auf der Tagesordnung steht. Aber so unvorbereitet wie jetzt, möchte keiner in den Tod gehen.

Es ist nicht auszudenken, welche Konsequenzen es haben könnte, wenn z.B. die Eltern im Heimatland sterben. „Dann muss ich zurück – ich bin der Älteste. Ich bin der Versorger!“ – Eine erschreckende Erkenntnis.

Die Konsequenzen

Im Anschluss an das Gespräch über das Fallbeispiel wurden folgende Konsequenzen erarbeitet:

Wir müssen uns mit unserem eigenen Tod befassen. Was passiert sonst mit uns, unserer Familie hier in Deutschland und den Angehörigen im Heimatland?

Wir wollen unsere Gemeindemitglieder dazu anhalten, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und wenigstens formale Vorkehrungen zu treffen. Dies könnte unter der nicht ganz so beängstigenden Überschrift stehen: Family planing

Von allen wird mehr Vernetzung der Gemeinden untereinander als unbedingt notwendig angesehen. Die großen Krankenhäuser in den verschiedenen Städten sollten auch von den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft wissen und Ansprechpartner oder Ansprechpartnerinnen genannt bekommen, um Kranken schneller Hilfe zu ermöglichen. In der Muttersprache reden zu können, ist eine große Hilfe in Krankheit und Krise.

Für Menschen, die ohne Papiere in Deutschland leben, ist in Notsituationen gemeinsame Hilfe durch die Gemeinde besonders wichtig. Um helfen zu können, muss der Seelsorger und die Seelsorgerin selber jedoch auch mit kirchlichen und nichtkirchlichen Institutionen vertraut und mit dem sozialen Umfeld vernetzt sein. Nur so können Schritte beschrieben werden, die für eine heilsame Integration hilfreich sind.

Die Probleme kann man nicht „weglösen“. Vielmehr muss gelernt werden, mit ihnen umzugehen. Dazu ist erforderlich, mehr Leute in den Gemeinden in die Arbeit verantwortlich mit einzubinden.

Es müssen Formen der Einbeziehung von Laypeople rund um die Thematik Sterben, Tod und Trauerfeier erarbeitet werden.

Die Bildung eines Hilfsnetzes rund um die Themen Streben und Trauerfeier muss vorangetrieben werden. Oftmals liegt die finanzielle und spirituelle Last allein bei Einzelnen oder der betroffenen Familie.

In den Gemeinden müssen die Themen Altwerden und Krankheit auch mit den praktischen Aspekten thematisiert werden. Dazu gehört die Frage, wie und wo die Verstorbenen beerdigt werden wollen, Informationen über Krankenhäusern, der Aufbau von Besuchsgruppen und die Klärung von Finanzen.

Es ist unerlässlich, die sozialen Kontexte in das Thema mit einzubeziehen. Dies ermöglicht die Anerkennung und Akzeptanz der eigenen Grenzen und eröffnet zugleich den Blick auf der Suche nach weiteren Ressourcen (soziale Netzwerke; Gemeinde).

Die Gründung eines afrikanischen Beerdigungsinstituts oder einer Sterbekasse muss in Angriff genommen werden.

Für die Seelsorger und Seelsorgerinnen:

Es müssen mehr Möglichkeiten geschaffen werden für einen vertrauensvollen Erfahrungsaustausch, die kollegiale Beratung und Supervision. Jedes thematische Seminar hat den Aspekt von Supervision. Dem ist viel Raum zu geben.

Schon allein für ein Wochenende sich aus den anstrengenden täglichen Zusammenhängen zu lösen und Zeit füreinander zu haben, war einer der wichtigsten Effekte dieser Fortbildung. „Abide with me“ – bleib bei mir: Das abendliche gemeinsame Singen von Spirituals, Liedern von hier und dort brachte die Sehnsucht nach dem Aufgehobensein inmitten von anstrengender, oft einsamer Existenz am intensivsten zum Ausdruck.

Eines der wichtigsten Ereignisse an diesem Wochenende war auch die gegenseitige Wahrnehmung der enormen Leistungen der Teilnehmenden in ihrer Gemeindefarbeit. Denn diese werden meist von den Betroffenen selbst wegen der vielen Probleme, die sie zu bewältigen haben, gar nicht wahrgenommen, geschweige denn gewürdigt!

Die Erkenntnis „Wir können schon ganz viel! Wir müssen nicht alles können, aber über mögliche Hilfe Bescheid wissen“, wird von den Teilnehmenden als entlastend empfunden. Diese Einsicht berührt direkt die gesellschaftliche Dimension von Integration. So stellt sich die Frage: Wie kann eigentlich der deutschen Gesellschaft und den einheimisch deutschen Gemeinden vermittelt werden, wie viel Integration und Unterstützung in den afrikanischen Gemeinden bereits geleistet wird?

Ohne Bibel geht es nicht

Zu den Seminaren erschienen die Teilnehmenden natürlich mit ihrer Bibel in der Hand. Die Bibellektüre nimmt einen hohen Stellenwert in ihrem Leben ein. Die Wahrnehmung der eigenen Situation, das Rollenverständnis in der Gemeinde und das tägliche Handeln - alles wird maßgeblich durch biblische Muster geprägt. Von daher liegt es auf der Hand, dass auch in den Seelsorge-Seminaren auf eine biblische Verbindung geachtet wird. Damit ist nicht die Untermauerung von bestimmten Positionen durch einzelne Bibelverse gemeint.

Wir haben Bibelarbeiten eingesetzt, um die Tiefendimensionen und Vielschichtigkeiten von Situationen zu erreichen und aussprechen zu können. Unser Ausgangspunkt war dabei die Erfahrung, dass die biblischen Erzählungen grundlegende Themen verhandeln, die sehr nah am Kontext der Seelsorgerinnen und Seelsorger aus den afrikanisch geprägten Gemeinden sind.

Dazu haben wir für das erste Wochenende die Erzählung aus 1. Mose 20,1-18 „Abraham und Sarah bei Abimelech“ ausgewählt. Nach dem gemeinsamen lauten Lesen der Geschichte wurden die Teilnehmenden gebeten, sie aus der Situation der Beteiligten zu erzählen. Wenige gezielte Fragen, wie es Abraham, Sarah oder Abimelech in der beschriebenen Situation wohl erging, brachten das Gespräch schnell in Gang.

„Abimelech kann als Herrscher mit Migrant*innen machen, was er will. So ist das eben. Ich konnte meine Familie auch nicht gleich nachholen. Eine Regierung bestimmt und die Migrant*innen müssen schauen, wie sie klarkommen.“

„Natürlich hat Abraham Angst. Aber man darf nicht lügen, so wie er es mit Sarah gemacht hat.“

Der Moderation fiel dabei lediglich die Aufgabe zu, das Gespräch durch wenige Impulse dann weiterzubringen, wenn die Gruppe sich mit „Richtigkeiten“ wie im zitierten Statement zu Abraham zufriedengeben wollte.

„Abraham gibt Sarah als seine Schwester aus – warum? Wie hat er sich dabei gefühlt?“ Die Identifikation mit Abraham ermöglichte es den Teilnehmern von der Angst zu sprechen, die der Schritt in die Migration und damit in eine Situation höchster Unsicherheit und Gefahr bedeutet. Die biblische Erzählung öffnete den Raum von eigener Angst und Ohnmacht zu erzählen. Sie erlaubt einen Blick auf die eigene Schwäche, als die Teilnehmenden erkannten, dass es selbst dem Erzvater Abraham so erging:

„Selbst Abraham benutzt seine Frau als Schutz – als human shield. So groß war seine Angst.“

Die Moderation brauchte in diesem Moment nur auf Abimelech und den Ausgang der Geschichte zu weisen.

„Manchmal macht Angst blind. Ich dachte auch, hier ist alles so anders, so kalt als ich kam. Da muss ich vorsichtig sein, sonst wird es gefährlich. Nicht alles erzählen oder mir eine gute Geschichte ausdenken.“

Im Gespräch erzählten die Teilnehmenden immer offener von ihren Ängsten und Vorurteilen, als sie nach Deutschland kamen. Sie drangen immer tiefer in die Verwicklung von Vorurteil und den daraus resultierenden Konsequenzen in der Geschichte ein. Und Sarah?

„Die Männer haben doch die Macht. Was hätte Sarah anderes machen können, als ihrem Mann zu gehorchen?“

„Viele Frauen machen in solcher Situation, wenn der Mann es will, auch das, was sie sonst ablehnen. Prostitution gehört dazu.“

„In der Migration sind die Männer schwach und die Frauen sind von ihnen abhängig. Sie haben keine Wahl.“

An diesem Punkt erzählen die Teilnehmerinnen, wie sich beim Übergang vom Herkunftsland nach Deutschland das Verhältnis von Paaren zueinander sehr häufig ändert. Die Moderation fragte an dieser Stelle, warum und um wessen Willen diese Geschichte in der Bibel erzählt wird? Gemeinsam wurde zusammengetragen, dass es hier um Sarah und ihre Rettung geht. Gott war auch in der Fremde, dort wo Abraham ihn nicht vermutete. Gott hat Sarah geschützt. Ihr Mann Abraham war dazu nicht in der Lage. Allein

durch Sarahs Rettung konnte die Geschichte weitergehen und Isaak geboren werden.

Im Schutz der biblischen Erzählungen konnten die Teilnehmenden zu einer großen Offenheit untereinander finden. Ihre Situation fanden sie in überraschend realistischer Weise in der Bibel thematisiert. Das half, schwierige Themen wie Angst und eigene Schwäche, erzwungene Prostitution usw. zumindest vorsichtig zu benennen. Wichtig war, dass die Moderation möglichst sparsam die eigene Deutung der Erzählung in die Diskussion eintrug, sondern es vielmehr durch geeignete Impulse den Teilnehmenden ermöglichte, an der Geschichte neue Entdeckungen zu machen. Die Erzählung 1. Mose 20 entwickelte sich im Laufe der Fortbildung zu einem geheimen roten Faden. Immer wieder wurde darauf Bezug genommen. An einem bunten Abend tauchte sie in einem Rollenspiel „Abraham und Sarah auf der Ausländerbehörde“ wieder auf.

Bibelarbeit - wir nennen es Bible-Sharing - gehörte zu jedem Seminarteil selbstverständlich dazu. So machte das Leitungsteam auch deutlich, wie sehr die grundlegende Urkunde unseres Glaubens auch bei uns eine zentrale Rolle spielt. Dies wird nicht von allen Christen aus Westafrika von vornherein so angenommen.

Für das Bible-Sharing eignen sich am besten biblische Erzählzusammenhänge, die einen weiten Identifikationsspielraum bieten und helfen, das auszusprechen, was in der kulturellen Tradition der Teilnehmenden nur schwer ausgedrückt werden kann. Insbesondere auch mithilfe von bibliodramatischem Spiel können sich die Teilnehmenden selbst und unmittelbar Zugänge und Wege erarbeiten. Sie haben so neue Einsichten in unterschiedliche Konfliktkonstellationen gewonnen.

Schlussbemerkung

In den nächsten Jahren wird es diese Formen der Seelsorgeseminare für Seelsorger und Seelsorgerinnen mit Migrationshintergrund noch brauchen, die auf unterschiedlichen Ebenen immer auch eine Kommunikation und Verständnisbemühung zwischen dem Kontext des Herkunfts- und des Aufnahmelandes darstellen. Daraus folgt, dass wir mit diesen Seminaren zunächst nur die eine Seite der Medaille betrachtet haben.

Wenn sich wirklich zum Wohle der Menschen, die aus anderen kulturellen Kontexten zu uns kommen, substantiell etwas ändern soll, muss in „unseren“ Zusammenhängen von Krankenhausseelsorge, Beratung usw. die Kenntnis der Situation von Migrantinnen und Migranten und der Seelsorgerinnen und Seelsorger aus ihren Gemeinden selbstverständlich dazu gehören. Angesichts der Zusammensetzung der Bevölkerung in Deutschland gilt auch für die kirchliche Arbeit, dass sie entweder interkulturell geöffnet wird oder sie nicht mehr an ihrem Kontext und den Menschen, für die sie da sein soll, orientiert ist.

So wie wir es den Teilnehmenden der Fortbildung nahe gelegt haben, auf Seelsorgerinnen, Seelsorger und andere Stellen unserer Kirche zuzugehen, sollte die Offenheit und der Kontakt auch in umgekehrter Richtung eine Selbstverständlichkeit werden!

Beteiligte

Die Planung und Durchführung des Pilotprojektes lag in den Händen von

- Pastor Jean-Félix Belinga-Beling, Beauftragter für interkulturelle Bildung, Evangelische Kirche in Hessen und Nassau,
- Nina Dürr, früher Evangelisch-Lutherisches Missionswerk in Niedersachsen,
- Pastorin Sabine Förster, Studienleiterin an der Missionsakademie Hamburg,
- Pastorin Martina Severin-Kaiser, Ökumenebeauftragte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland

Danksagung

Wir danken unseren Kirchen und Werken, dass sie uns gemeinsam durch ihre finanzielle Unterstützung die Durchführung dieses Pilotprojekts ermöglicht haben:

- Ökumenereferat der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland
- Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers
- Zentrum Ökumene der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau
- Missionsakademie an der Universität Hamburg
- Evangelisch-lutherisches Missionswerk Niedersachsen
- Evangelische Kirche in Deutschland

Literaturhinweise

Elsdörfer, Ulrike, (Hg.), Compassion – Kirchen in Afrika, Beratung und soziales Engagement,

Federschmidt, Hauschild u.a.(Hg.), Handbuch Interkulturelle Seelsorge, Neukirchen 2002

Federschmidt, Hauschild u.a.(Hg.), Handbuch Interreligiöse Seelsorge, (Hg.),Göttingen 2010

Förster, Sabine, Seelsorgefortbildungen mit Migrantinnen, in : Zusammen Wachsen, EMW Weltmission heute, Nr. 73, S.171ff Hamburg 2011

Lartey, Emmanuel, In living Color, An Intercultural Approach to Pastoral care and Counseling, London 2003

Morgenthaler, Christoph, Systemische Seelsorge, Stuttgart 2002

Schneider-Harpprecht, Christoph, Interkulturelle Seelsorge- Arbeiten zur Pastoralpsychologie, Göttingen 2001

Severin-Kaiser, Förster, Practical Ministry Training, in: Zusammen Wachsen, EMW Weltmission heute, Nr. 73, S.201 ff

Thierfelder, Constanze, Durch den Spiegel der Anderen, Göttingen 2009

Kultursensible Seelsorge

Auf den Leitungspersonlichkeiten von Gemeinden aus dem afrikanischen Kontext lastet enormer Druck. Sie werden in Krisensituationen und bei Problemen von Menschen aus ihren Gemeinden angesprochen – auch bei Krankheit ihrer Gemeindeglieder.

In dieser Verantwortung fühlen sie sich in der Regel allein. Dazu haben die Verantwortlichen in diesen Gemeinden nicht immer den Überblick, wie im Fall von Krankheit und Tod das „System Deutschland“ funktioniert. Die Pastoren/Pastorinnen und Gemeindeleitungen versuchen Krisensituationen nach ihren vertrauten kulturellen Mustern durchzustehen. Das lässt sich im deutschen Umfeld oft nicht realisieren oder stößt auf Unverständnis.



missionsakademie
an der universität hamburg

academy of mission
at the university of hamburg